

flüssig. Er muß es schaffen, aber nicht indem er es wie eine Neuigkeit mitteilt, sondern indem er es wie etwas Bekanntes in die Erinnerung ruft. Er tut das auf eine ähnliche Weise, wie ein geschickter Lehrer dem Schüler etwas Neues beibringt, indem er die Fragen so stellt, daß der Zusammenfluß des schon Gewußten die Antwort von selbst heranträgt.

Hier liegt die dramatische Möglichkeit für eine christliche Tragödie: Die Handlung verläuft innerhalb der Grenzen des Kreatürlichen, aber ihre Abfolge zwingt den Zuschauer, sein ganzes Glaubenswissen aufzubieten. Was auf der Bühne geschieht, kann von jedem Heiden erfaßt werden, aber der Christ, der dabei ist, kann nicht umhin, die christliche Wahrheit dahinter zu verstehen.

Durch welche offene oder versteckte Symbolik der christliche Dramatiker dies zuwege bringt, welcher Assoziationsgesetze er sich bedient und welche Gedankenverbindungen er so verknüpft, daß das eine das andere notwendig mit sich zieht, auch wenn es nicht ausgesprochen wird, dies muß das Geheimnis seiner Kunst sein. Die christliche Tragödie braucht also ein beträchtliches Kunstvermögen. Aber das allein wird auch nichts nützen, wenn nicht mit einem Publikum zu rechnen ist, das einen gewissen Grundstock christlichen Wissens ins Theater schon mitbringt. Die christliche Tragödie verlangt eine gewisse Verbreitung christlichen Bewußtseins. Wenn das vorhanden ist, dann kann sogar aus der Tragödie der Nichtchristen, wofern sie nur einen echten Kern hat, christliche Tragödie werden, indem der Zuschauer aus seinem Wissen hinzugibt, was dem Dichter fehlte.

Paulus sagt zu den Korinthern: „Die Sprachenrede dient nicht den Gläubigen, sondern den Ungläubigen zum Zeichen, die Prophetengabe dagegen nicht den Ungläubigen, sondern den Gläubigen.“ Vielleicht ist es nicht zu vermessen, die Stelle hier nutzbar zu machen und sie für unsern Zweck so abzuwandeln: Die Tragödie mag für den Ungläubigen mehr oder weniger sein als ein bloßes Spektakel, für den Christen ist sie immer, ob sie von einem Gläubigen oder einem Ungläubigen stammt, ob sie gut oder schlecht ausgeht, mehr als das: die Erinnerung an „die Hoffnung auf Herrlichkeit“.

Entpreußung des deutschen Geschichtsunterrichts

Von ALFRED v. MARTIN

Die Frage, wann die deutsche Katastrophe begann¹, ist nicht nur akademischer Natur. Hinter der Frage nach den Vorgängen, die den Keim der Katastrophe schon in sich trugen, steht die andere nach den Anschauungen, die jene äußeren Ereignisse stützten und förderten, und hinter dieser wiederum die weitere Frage, welche Schichten, im allgemeinen, jene Anschauungen „trugen“, und welche, im besonderen, jene Anschauungen aktiv vertraten und propagandistisch weitergaben. In nicht geringem Umfange dürf-

¹ Deutsche Beiträge I, 469 ff.

ten es Schichten sein, die, weil sie nichts gelernt haben und nichts lernen wollen, es gern auch weiterhin so halten würden. Ihnen mißfällt daher das Nachgraben nach den Wurzeln unserer Katastrophe² durchaus. Den Nichtbetroffenheitsbescheid in der Tasche — der aber lediglich die Frage nach der letzten und offiziellen (der ns.) Belastung beantwortet —, sehen sie sich in Gefahr, vor eine neue, inoffizielle, aber historisch tiefer schürfende Spruchkammer gezogen zu werden. Und um die bedrohte eigene Position zu retten, stellen sie sich, eine Biedermannsmiene aufsetzend, schützend vor alle vorhitlerische Vergangenheit, deren angegriffene Unschuld zu verteidigen. Unter dem Mantel eines gekränkten Patriotismus verstecken sie mühsam die begreifliche Gereiztheit gegen diejenigen, welche die fortwirkenden Sünden der Vergangenheit und die sie fortsetzenden Sünden und Sünder der — Gegenwart aufdecken. Es geht in der Tat darum, Hauptschuldige festzustellen.

Der erste unter den lebenden deutschen Historikern, Friedrich Meinecke, hat in seinem hohen Alter sich zu dem jeder Ehre werten Bekenntnis durchgerungen, daß die eigentliche Vorfrucht des Nationalsozialismus „der preußisch-deutsche Militarismus“ war. Und so sehen es erst recht andere, die nicht erst umzulernen brauchten. Als eine der neuesten Stimmen, die in solchem Sinne sich äußerten, sei eine sehr der Aufmerksamkeit werthe kleine Schrift³ von Anton Mayer-Pfannholz genannt. Auch für ihn ist der totale Staat Hitlers, der jede Rücksicht fallen ließ, nur der letzte Akt und die letzte „Konsequenz“ einer weit zurückreichenden Entwicklung, für die das Preußentum verantwortlich zeichnet.

Es ist aber ein intra muros et extra beliebter Kurz- und Trugschluß, die Hauptschuld an den Verheerungen, welche die preußische Krankheit des Militarismus im deutschen Volkskörper anrichtete, bei den Militärs zu suchen. Vielmehr pflegte der Militarismus als geistige Krankheit von der Front über die Etappe zur Heimat in immer akuterer Form aufzutreten. (Bezeichnend z. B., daß man im ersten Weltkrieg das ebenso gehässige wie subalterne, ebenso lästerliche wie lächerliche „Gott strafe England!“ je öfter hören konnte, je weiter es rückwärts in die Etappe ging.) Die ärgsten Militaristen waren immer die vom Zivil, die Kriegsuntauglichen womöglich an der Spitze. Dabei brauchte man ihre tönenden Reden — am Stammtisch oder in der Zeitung — ja nicht über Gebühr wichtig zu nehmen; bitter ernst aber wurde es, wo der Wahnsinn zur pädagogischen Methode ward, die man auf die Schuljugend losließ, um schon ihr die Krankheitskeime einzupflegen. (Das Militär bekam ja zur Weitererziehung immerhin erst voll ausgewachsene Menschen.)

Nicht einmal die Weimarer Republik vermochte zu verhindern, daß die neuere Geschichte an den Universitäten fast ausnahmslos von Nationalisten verschiedener Schattierungen gelehrt wurde, die in den Bahnen der „borussischen“ Geschichtsschreibung weiterschritten. Politische Geschichte — das hieß (im Sinne Bismarcks): daß Macht vor Recht ging; und Rechtsphilosophen und

² Martin im „Hochland“, Nov. u. Dez. 1946.

³ Probleme, Ziele und Grenzen der Geschichtsrevision, Nürnberg 1947, Glock und Lutz.

Völkerrechtler applaudierten. Was sie unter der Flagge der Wissenschaft zum besten gaben, war vielfach um kein Haar besser als die Expektionen des Kavalleriegenerals v. Bernhardi: trahison des clerics. Durch den Schulunterricht aber wurde solches „Gedankengut“ zum „Allgemeingut“; und so wurde die Jugend uniformiert (im Doppelsinne von Militarisierung und „Einschaltung“) und präpariert für irgendeinen kommenden Hitler.

Was man der Jugend beibrachte, war, um Anton Mayer zu zitieren, ein „beständiges moralisches Strammstehen vor dem Staat und seiner militärischen Repräsentation“ — verbunden mit einem „Geist der Überhebung und der Gewalt“, den schon Hans Delbrück (1918) gepaart sah mit „Bildungsfeindlichkeit und Heidentum“, so daß am ns. Programm schon damals wenig mehr fehlte. Oder war der Militarismus etwa innerlich vereinbar mit — Christentum? Ob typisches Preußentum zugleich christlich sein könne, das durfte man billig fragen im Hinblick nicht nur auf einen Treitschke, der eine solche Vereinigung, soweit er gegen sich selbst ehrlich war, gar nicht erst versuchte, sondern auch, beispielsweise, im Hinblick auf einen Heinrich Leo, der sich um solche Vereinigung so eifrig und beharrlich bemühte (und sich sogar dem Katholizismus wohlgeneigt zeigen konnte). Dieser „Borussen“ wirklicher Glaube war — zuerst, zu zweit und zu dritt — der Glaube an die Macht.

Bei dieser Glaubensbildung wesentlich beteiligt war die sehr deutsche Neigung, aus allem eine „Weltanschauung“ zu machen, welche totalitäre, alles andere ausschließende Ansprüche erhebt. Beim deutschen Historiker fängt es gleich damit an, daß ihm der Historizismus naheliegt (wie man, statt der leider in Übung gekommenen abscheulichen Wortbildung „Historismus“, zu sagen sich gewöhnen sollte). Damit machte er aus der besonderen Sehweite einer — seiner — Einzelwissenschaft (also aus einer Sehweite, die neben anderen steht wie eine Wissenschaft neben anderen) den Mittelpunkt eines Denksystems. Von diesem erscheinen dementsprechend die in jener Einzelwissenschaft dominierenden Gesichtspunkte überbetont und überbewertet. Der „reine“ Historiker, jeder Vergleichung abhold und jede Typisierung und Generalisierung scheuend und verabscheuend, sieht alles Geschehen nur in der individuellen Gestalt einer radikalen Einmaligkeit; und die einzige Frage, mit der er an dies Geschehen herantritt, ist die nach seiner genetischen Verknüpfung, nach der „individuellen Kausalität“. Damit sind objektive und teleologische Gesichtspunkte von vornherein ausgeschieden. „Autonom“ (und autark) fühlt sich nach Ausschaltung alles Metapolitischen insbesondere die politische Geschichte; und gleichzeitig beansprucht sie den Primat vor der Geschichte der Kultur und des Geistes. Dahinter steht eine bewußt oder unbewußt amoralische Ansicht der Welt unter der Perspektive des Willens zur Macht, neben dem das Geistige und Kulturelle günstigenfalls an zweiter Stelle kommt.

Dabei wird der Wille zur „großen Politik“ als Ausfluß einer angeblichen staatlichen Notwendigkeit betrachtet und damit „gerechtfertigt“. Und von der vorgeblichen Zwangsläufigkeit der Politik aus erfährt auch der machia-

vellistische Begriff der „Staatsraison“ eine bedenkliche Rechtfertigung. Die damit geforderte besondere „Staatsmoral“ ist eine politische Usurpation im Bereiche des Ethischen. In dem Begriff der „ratio status“ erscheint der Sinn des Wortes „ratio“ herabgedrückt auf eine Stufe, auf der es nur das Zweckmäßige noch bedeutet, das Rationelle, nicht mehr das Rationale, das (im Ziel) objektiv Vernünftige. Das ist das Aufsteigen der Mittel zu Endzwecken, in dem Simmel „die Tragödie der Kultur“ erkennt. Das bloße Prinzip zweckmäßiger Mittelwahl im Dienste eines Kürwillens sichert nicht vor Willkür.

Die Machtwillkür zu tarnen ist sodann keine Ideologie so geeignet wie die der „salus populi“, auf die früher selbst Meinecke noch meinte Häuser bauen zu dürfen, — dieweil Burckhardt, der als Schweizer über eine unvoreingenommenere historisch-politische Sicht verfügte als der Preuße, den typischen Kautschukcharakter dieser Ideologie längst klar durchschaut hatte. In der Variante: „Gut ist, was dem deutschen Volke nützt“, kommt der rein nationalpolitische Wertmaßstab noch deutlicher zum Ausdruck, und was für Infamien mit dem infamen Satz gedeckt werden können, hat uns ja ein ausgiebiger Anschauungsunterricht gezeigt. Nie darf politisch entschieden werden, was „gut“ sei, d. h. was eine bestimmte Politik als gut anerkannt sehen will. Wir dürfen uns, auch in der politischen Geschichte, die Frage nach dem „Wohin?“ nicht nehmen lassen; die aber wird abgebogen durch Scheinbegriffe und Windfänger wie die Rede (d. h. das Gerede) von der „salus populi“.

Schließlich läßt eine romantische Verklärung die „große Politik“ in einem magischen Licht erglänzen, das schon Niezsche bezauberte: die ästhetische Verklärung durch die Vorstellung der historischen „Größe“ führender Individuen. Durch diese irrationale Verklärung ist schon vieles verunklart worden; selbst Jacob Burckhardt hat dem in allen Farben schillernden Begriff der „Größe“ zu weitgehende Zugeständnisse gemacht. Nur zu leicht führt dieser Begriff zur Verherrlichung auch großer Willkür, indem er dazu verführt, die individuelle Genialität als solche zum Wertmaßstab zu nehmen und sie damit zu überbewerten. Es ist vor allem nach dem Gebrauch zu fragen, der von einer genialen Begabung gemacht wird.

Auch ein „nationaler“ Heros hört nicht auf, einer relativen Bewertung zu unterliegen, weil die Nation ihrerseits keinen „unbedingten“, primären Wert darstellt (um nochmals Burckhardt anzuführen). Es ist nicht jede „national“ aufgemachte Sache eine gute; auch „die Nation“ kann sehr wohl Unrecht tun. Diejenigen aber, die das nicht einsehen wollen (oder es nicht einsehen können, weil sie blind sind, nämlich wertblind), — die Nationalisten also —, sie muß man wenigstens hindern, auch die Jugend noch zu verblenden. Unsere Jugend hat einen wohlgegründeten Anspruch darauf, vor einer Erziehung nicht nur durch eindeutige Nazis, sondern nicht minder durch alle eindeutigen oder zweideutigen Nationalisten und Zivilmilitaristen geschützt zu werden. Ein Nazi (wofern er kein Denunziant war oder krimineller Handlungen sich schuldig machte) kann außerhalb der Gebiete der Jugenderziehung auch auf

einflußreichem Posten nie so fehl am Platze sein wie irgendein Nationalist an einer beliebigen Stelle innerhalb des Erziehungswesens.

Der Nationalist ist als Erzieher unbrauchbar, weil er nichts weiß von dem Wichtigsten, was der Jugend ins Herz gelegt werden muß: von der Hierarchie der Werte. Sie kann freilich nicht an Bismarck demonstriert werden, wohl aber an anderen bedeutenden Staatsmännern: am Freiherrn vom Stein etwa, oder auch (da der deutsche Geschichtsunterricht ja auch außerdeutsche Geschichte einzuschließen hat) an einem christlichen Staatsmann wie Gladstone. Von Aristides bis zu George Washington und über ihn hinaus wäre mancher vorbildliche Politiker zu nennen. Deutsche „Umerziehung“ aber hätte, um das nötige Gegengewicht zu schaffen gegen den Bismarckkult, vor allem wohl an Stein anzuknüpfen und von Theoretikern insbesondere an Konstantin Frantz, aber auch — gegenüber aller Kriegsphilosophie — an den letzten großen deutschen Lehrer der pax et justitia, Immanuel Kant, und an die große Naturrechtstradition überhaupt mit Einschluß der Völkerrechtslehre von Hugo Grotius bis zu der Zeit vor dem Einbruch des Hegelianismus.

Die Fehlerziehung, die es wieder einzurenken gilt, datiert insbesondere seit dem „großen Sieg“, der immer „eine große Gefahr“ ist, wie der junge (der noch humanistische) Nietzsche, als der Frühesten einer, gleich nach 1871 erkannte. Das deutsche Volk aber ließ sich blind machen durch die *victrix causa* — die doch gemeiniglich nur heidnischen Göttern wohlgefiel. Vielleicht daß das Nonplusultra an Niederlage, das wir heute haben, uns doch auch eine Chance geben mag. Jedenfalls: wenn wir aus unserer sonst so katastrophalen Lage irgend etwas Positives herausholen wollen, dann kann es nur dies sein: daß wir die „einzige uns gebliebene Freiheit“ nützen, die des „freien Blickes“, — unabhängig davon, ob vielleicht auch heute wieder den Siegern solche Ausblicke versperrt werden, indem „der Sieg wie eine hohe Mauer“ sie „verdeckt“, wie heute viele Deutsche meinen, was aber (nach Anton Mayers treffender Feststellung) für uns unerheblich sein muß.

Schon Nietzsche, während der Bismarckära, hatte Anlaß, von dem leider verloren gegangenen „ehemals deutschen“ Wesen zu reden. Er meinte damit das noch nicht verpreußte, — das, zu dem vor allem ein gut Teil Weltbürgertum gehörte. Können wir noch zurückkehren — zu uns selbst?

Wir müssen, sagt heute auch Meinecke, unterscheiden zwischen „den Werten und den Unwerten“ unserer Geschichte. Damit wird das alte Prinzip einer „wertfreien“, einer „voraussetzungslosen“ Geschichtsbetrachtung aufgegeben. Wir dürfen gegen dieses Prinzip heute ein Doppeltes geltend machen. Einmal: daß die angeblich erreichbare Wertfreiheit eine Unmöglichkeit ist, das Prinzip also auf einem Trug beruht. Historische Erkenntnisse (die, als solche, anderes und mehr sind als bloße Kenntnisse, bloßes Wissen um Tatsachen) sind stets abhängig von irgendwelchen — bewußt oder unbewußt — zugrunde gelegten Wertungen. (So hängt auch die nötige „Revision“ historischer Erkenntnisse ab von der notwendigen Revision der zugrunde zu legenden Wertungen.) Und zum zweiten: der Wille zur Wertfreiheit ist — bewußter oder

unbewußter — Nihilismus. Denn wo man sich trennt von den Werten, verfällt man den Unwerten. Wenn man, um „wertfrei“ zu urteilen über Fragen der sogen. Staatsraison, die Politik „trennt“ von der Moral, dann muß man sich loslösen von seinem Gewissen; das so zustande kommende Urteil aber enthält nicht minder eine Wertung — nur eben statt der sittlichen eine machtpolitische. Ein angebliches „politisches“ (und „autonomes“) Verantwortungsbewußtsein, das sich trennt vom objektiv-sittlichen, ist günstigenfalls Selbstbetrug; tatsächlich handelt es den wahren Anforderungen an ein seiner Verantwortung (der Verantwortung vor Gott und dem Gewissen) bewußtes Handeln zuwider, und von dieser Verantwortung gibt es keine politische Entpflichtung, — auch dann nicht, wenn sie von den Anbetern des Erfolges noch so gefällig angeboten wird. Erfolgsanbetung ist immer nur eine Form von Materialismus. Wir dürfen in der politischen Geschichte, weder was die Beurteilung der angewandten Mittel betrifft, „fünf gerade sein lassen“, noch auf die Frage nach dem „Wohin?“ verzichten. Nur wenn wir diese Frage entschlossen zu stellen wagen, wird, wie Anton Mayer richtig hervorhebt, „das geschichtliche Denken wieder stärker an das Geistige gebunden“.

Vor der politischen Geschichte, insofern sie Geschichte der Macht ist, muß — so will es die Rangordnung der Werte — die Geschichte der Freiheit den Vorrang haben; und das heißt: die Geschichte des Geistes und der Kultur. Sie ist die eigentliche Geschichte des Menschen, zu der die Geschichte des Staates weithin in einem antinomischen Verhältnisse steht; eine Betrachtung der Geschichte unter primär machtpolitischen Gesichtspunkten ist daher tief inhuman. Geschichte in ihrem allgemeinsten und zugleich in ihrem höchsten Sinne ist Geschichte des Menschen⁴; und den Menschen als „geschichtliches“ Wesen — d. h. als etwas anderes, als mehr denn ein bloßes „Natur“-wesen — betrachten, bedeutet: der Ausbildung seiner eigentlich „menschlichen“ Fähigkeiten nachgehen, seiner Fähigkeit also zur „Kultur“. Geschichte haben heißt für den Menschen: Kultur haben, — dann wenigstens, wenn diese Geschichte ein positives Vorzeichen verdient. Man sollte die verschiedenen Geschichtsepochen — so will es auch Anton Mayer — nach den Höhen bewerten, zu denen sie den Menschen emporzutragen vermochten, und nach den Tiefen, zu denen sie ihn herabdrückten: nämlich bis herunter zum bloßen Mittel und Werkzeug der Politik. Der Staat also wird, im Rahmen humaner Geschichtsbetrachtung, nicht zuletzt von dem Gesichtspunkt aus zu bewerten sein, inwieweit er dem Menschen die Möglichkeit gab und gibt, seine Persönlichkeit zu entwickeln, und umgekehrt, inwieweit er, als Leviathan, sie ihm raubte oder raubt.

Als der gegebene, wahrhaft humane und organische Ausgangspunkt jeder Beschäftigung des Menschen mit seiner Geschichte wird auch von den universalsten historischen Denkern, wie Burckhardt, die Geschichte der Heimat bezeichnet, auch wenn als Ziel das Innewerden „der Verwandtschaft mit

⁴ Vgl. Martin, Geschichte vom Standpunkt der Humanität, in der Schriftenreihe „Pandora“ des Aegis-Verlags, Ulm 1947.

allem Geistigen“ vorschwebt. Wer aber an den ephemeren äußeren „Ereignissen“ hängenbleibt und von tendenziösen „Absichten“ sich leiten läßt, wer die Kraft als solche verherrlicht, gleichgültig, ob sie einer guten Sache dient oder einer schlechten, der bringt sich wie die, welche er unterweist, um den Gewinn, den die Befassung mit der Geschichte eintragen kann.

Dieser Gewinn erwächst nur dem, der an die Geschichte herantritt mit reinem Wahrheitsstreben und mit einem klaren Bewußtsein vom Rang und der Ordnung der Werte. Vor der Geschichte der Macht muß die Geschichte der Freiheit stehen. Soll aber die Freiheit nicht zur Willkür entarten, so muß sie ihrerseits den objektiven und absoluten Werten dienen, zunächst den religiösen und sittlichen. Die Würde des Menschen, die in der Religion gegründet ist und in der Vernunft⁵, ist nur gewahrt, wenn diese beiden Welten da stehen bleiben, wo sie zu stehen haben, nämlich über der Geschichte.

⁵ In der Front gegen den Rechtspositivismus, der nur die Macht der „vollendeten Tatsachen“ gelten läßt, steht auch die Aufklärung, mit ihrem Glauben an eine objektive, allgemeingültige Wahrheit und Gerechtigkeit. Eine anders klingende Bemerkung Anton Mayers (S. 17) ist wohl nur ein Versehen.

Zur deutschen Geistesgeschichte

Buchkritik von HUBERT BECHER S. J.

In dem Werk „Wege deutschen Geistes“¹ unternimmt Johanna Graefe den Versuch, die wichtigsten Stufen der deutschen Geistesgeschichte — Scholastik und Mystik des Mittelalters, Renaissance und Humanismus, Reformation, Barock, Aufklärung, Klassik, Romantik — darzustellen. Es kommt ihr darauf an, die innere Sinnmitte zu erarbeiten, die jeweils zu einer besonderen Prägung geführt hat und aus der die Einzelercheinungen der Zeit verständlich werden. Bei einer solchen Zielsetzung hängt alles vom eigenen Standpunkt ab; nicht nur die Wertung der einzelnen Epochen wird dadurch beeinflusst, es wird auch das Auge des Betrachters nur dann die Gegebenheiten ohne Verzerrung aufnehmen, wenn es offen für alle Wahrheit ist.

Graefe faßt die Reformation als die wahre Ich-Du-Begegnung des freien Einzelmenschen mit Gott und bejaht sie. Das bedeutet aber, daß sie den Menschen in seinem religiösen Kern wesentlich als in sich geschlossene freie Persönlichkeit und die Gemeinschaftsbeziehungen als zufällig, wenigstens als zweitrangig ansieht. Wir hingegen sehen den Menschen gleichwesentlich als Einzel- und Gemeinschaftswesen. Auch Gott gegenüber wird der ganze Mensch dieser Natur entsprechend zugleich für sich wie mit andern gebunden. Nach Luther ist Gott der Ganz-Andere. Diese der Ockhamschen Philosophie entstammende Überhöhung Gottes ist in Wirklichkeit eine Vermenschlichung. Denn wenn man den Seinsbegriff, insofern er auf die geschöpflichen Dinge angewendet wird, als in sich geschlossen auffaßt, erhebt man den Anspruch,

¹ Berlin 1946, F. A. Herbig, 270 S.